

**HEYNE** <

## DAS BUCH

Lucky de Salle ist achtundzwanzig Jahre alt, sieht gut aus und lebt zusammen mit ihrer besten Freundin Kayla in einem bezaubernden Cottage auf dem Land. Als Medium hat sie inzwischen eine gewisse Berühmtheit erlangt, und die Bücher, die sie zu dem Thema geschrieben hat, verkaufen sich prächtig – eigentlich könnte Luckys Leben nicht besser laufen, oder? Doch im Gegensatz zu ihren Kollegen, kann Lucky tatsächlich Geister sehen – einer davon ist zum Beispiel Kayla –, und die sind nicht immer freundlich: Als Lucky eines Tages zu ihrer alten Schule gerufen wird, um dort die Geister zweier Mädchen in Schach zu halten, die dort seit Jahrzehnten auf dem Dachboden Schabernack treiben, wartet stattdessen ein ausgewachsener Dämon auf sie. Ein Dämon, der nicht nur sie selbst, sondern auch ihre beste Freundin Kayla bedroht. Lucky will der Sache auf den Grund gehen und findet heraus, dass Kayla ein Geheimnis vor ihr verbirgt. Als ob das noch nicht genug wäre, tauchen plötzlich auch noch zwei mysteriöse Männer in Luckys Leben auf, Philip und Jamie, die offensichtlich mehr über Kayla wissen, als Lucky zunächst ahnt. Es gibt nur einen Weg, die Wahrheit herauszufinden – und der führt direkt in die Unterwelt ...

## DIE AUTORIN

Sue Tingey arbeitete achtundzwanzig Jahre lang als Bankangestellte, bevor sie sich für einen radikalen Karrierewechsel entschied. Als Arboricultural Consultant beschäftigt sie sich nun hauptberuflich mit der Pflege und dem Erhalt von Bäumen. Sue Tingey ist verheiratet und lebt mit ihrem Mann im britischen East Grinstead, West Sussex. *Marked* ist ihr erster Roman.

SUE TINGEY

# MARKED

EINE TEUFLISCHE LIEBE

Roman

Aus dem Englischen übersetzt  
von Sabine Thiele

WILHELM HEYNE VERLAG  
MÜNCHEN

Titel der englischen Originalausgabe  
MARKED



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967  
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier  
*Super Snowbright* liefert Hellefoss AS, Hokksund, Norwegen.

Deutsche Erstausgabe 11/2015  
Redaktion: Babette Mock  
Copyright © 2015 by Sue Tingey  
Copyright © 2015 der deutschsprachigen Ausgabe by  
Wilhelm Heyne Verlag, München,  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH  
Printed in Germany 2015  
Umschlaggestaltung: DAS ILLUSTRAT, München  
Satz: Greiner & Reichel, Köln  
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-453-31694-2

[www.heyne.de](http://www.heyne.de)



@HeyneFantasySF

*Für Howard*



# 1

Die Eingangshalle der Schule war kleiner, als ich sie in Erinnerung hatte. Allerdings war ich bei meinem letzten Besuch vor fünfzehn Jahren erst zehn Jahre alt und leicht einzuschüchtern gewesen. Seither hatte ich mich ganz schön verändert. Dennoch freute ich mich überhaupt nicht darauf, diesen Ort wiederzusehen.

Das Klappern meiner Absätze kündigte mich an, während ich über den Fliesenboden der Eingangshalle auf die Frau zuing, die mich erwartete.

Miss Mitchell war, wie man sich die Schulleiterin einer reinen Mädchenprivatschule vorstellte: groß, kräftig, mit rosigen Wangen und kurzen, zerzausten Locken. Sie war das Abbild einer dieser sportlichen, penetrant gut gelaunten Frauen, auch wenn ihre verkrampften Mundwinkel darauf hindeuteten, dass die Fröhlichkeit an diesem Nachmittag nur aufgesetzt war.

»Miss de Salle«, sagte sie und kam durch die Eingangshalle mit ausgestreckter Hand auf mich zu. »Ich habe schon so viel von Ihnen gehört.«

»Bitte nennen Sie mich Lucky«, erwiderte ich.

»Dann nennen Sie mich bitte Lydia«, antwortete sie und schüttelte energisch meine Hand. »Kann ich Ihnen eine Tasse Tee oder Kaffee anbieten?«

»Ich denke, wir sollten so schnell wie möglich zur Sache kommen.«

»Natürlich.« Ihr Lächeln wirkte verlegen. »Ich bin wirklich froh, dass Sie kommen konnten. Hätten Sie meine Anfrage abgelehnt, hätte ich vollstes Verständnis gehabt.«

»Schnee von gestern.« Mein Blick wanderte nach oben, und ich schauderte. »Aber ich bin mir nicht sicher, ob ich Ihnen überhaupt helfen kann.« Es hatte keinen Sinn, ihr etwas vorzumachen.

»Man hat mir gesagt, dass uns, wenn überhaupt, nur Sie helfen können.«

Ich hatte gelesen, dass die Frau erst seit drei Jahren Schulleiterin war, weshalb sie mich nicht kannte – nicht als Lucky de Salle. Wahrscheinlich war ihr Lucinda de Salle ein Begriff, die der Schule verwiesene Ex-Schülerin. Vielleicht hatte sie tatsächlich schon einmal von Lucky de Salle gehört, einer sehr kleinen Berühmtheit, doch *mich* kannte sie nicht. Und ich sagte gern, was Sache war.

»Hören Sie«, begann ich, als wir uns den Treppen näherten, von denen ich gehofft hatte, sie nie wieder hinaufsteigen zu müssen, »als ich das letzte Mal hier war, versuchte ich zu helfen, erlitt einen Schock und wurde schließlich der Schule verwiesen. Ich konnte damals nicht behilflich sein, und ich bin mir nicht sicher, ob ich es jetzt sein kann. Ich habe diesem Treffen nur wegen des Ouija-Bretts zugestimmt. Wenn Ihre drei Schülerinnen damit gespielt und das letzte Ritual nicht vollzogen haben, könnte Ihnen etwas weitaus Schlimmeres blühen als die Geister zweier junger Mädchen.«

»Was meinen Sie damit?«, fragte sie mit einem Seitenblick zu mir.

»Die Zwillinge sind gemeine, nachtragende kleine Biester, doch es gibt sehr viel Furcht einflößendere Wesen da draußen.« Das



stimmte: Ich selbst hatte mich schon zutiefst böartigen Geistern gegenüber gesehen. Doch vor fünfzehn Jahren hatten die Zwillinge mir mehr Angst eingejagt als je ein Geist in meinem Leben, und heute musste ich meinen Dämonen gegenüberreten. Es war auch keine Hilfe, dass meine beste Freundin Kayla sich rundheraus geweigert hatte, mich zu begleiten. Kayla hatte vor nichts Angst; wenn ihr also das, was da auf dem Dachboden wartete, solches Unbehagen bereitete, musste ich erst recht auf der Hut sein.

Lydia und ich gingen durch stille Korridore bis ins zweite Stockwerk. Bei der Treppe zum dritten zögerte sie – diese führte zum Gemeinschaftsraum der sechsten Klasse und dem Dachboden dahinter.

»Schon gut«, sagte ich. »Sie müssen nicht mitkommen.«

Sie lächelte befangen. »Danke.«

Ich zwang mich dazu, ihr Lächeln zu erwidern. Dann trat ich auf die erste Stufe, und die Mädchen begannen nach mir zu rufen.

»Lucky, Lucky«, flüsterten sie. »Lucky kommt; Lucky, Lucky, Lucky.«

Ich zögerte. Meine Beine waren bleischwer, doch ich packte das Geländer und zwang meine Füße nach oben, langsam, Stufe für Stufe.

Als ich den Gemeinschaftsraum erreichte, zitterte ich. Vor fünfzehn Jahren war ich davongerannt, auf der Suche nach Hilfe, nur weg von allem.

Ich durchquerte den Raum, das Geräusch meiner Absätze wurde durch den Teppichboden gedämpft. Als ich die Tür am anderen Ende erreichte, streckte ich die Hand nach dem Knauf aus, doch bevor meine Finger das kühle Messing berühren konnten, schwang die Tür auf. Erschrocken wich ich zurück.

»Lucky, Lucky, komm und spiel mit uns, komm und spiel unsere Spiele.«

»Die mag ich aber nicht«, sagte ich, als ich auf die erste Treppenstufe zum Dachboden trat. »Und wenn ihr nicht versprecht, euch zu benehmen, spiele ich gar nicht mit euch.«

Hinter mir fiel die Tür krachend ins Schloss. Ich verzog das Gesicht und ging weiter. Himmel noch mal, es waren Kinder, tote Kinder, und auch wenn sie bösartig waren, konnten sie mich nicht verletzen. Geister verfügen nur über sehr wenig körperliche Kraft.

Die Tür am Kopf der Treppe öffnete sich, als ich den Absatz erreichte. Waren sie stärker als früher? Oder hatte ich nur vergessen, was sie mit einem anstellen konnten?

Ein schmutziges Oberlicht im Dach ließ genug graues Nachmittagslicht herein, sodass ich die aufgestapelten Tische und Stühle auf der anderen Seite des Dachbodens erkennen konnte. Daneben standen einige Kisten, ihr dunkler Umriss erinnerte an ein zum Angriff bereites Tier. Es gab sehr viel Lagerraum hier oben, und doch wurde wenig aufbewahrt. Wahrscheinlich war es lange her, seit man den Dachboden zu diesem Zweck verwendet hatte.

Das Ouija-Brett lag auf dem Boden in der Mitte des langgezogenen Raums, genau unter dem Oberlicht, die Planchette umgedreht ein paar Meter daneben. Ich machte einen Schritt nach vorn und noch einen, die Dielenbretter knarzten unter meinen Füßen.

»Lucky kommt uns besuchen. Lucky kommt, um mit uns zu spielen.« Ihr Flüstern füllte meinen Kopf. »Wo ist Kayla? Wir wollen mit Kayla spielen.«

»Kayla will aber nicht mit euch spielen«, sagte ich.

»Wir wollen Kayla, wir wollen Kayla, wir wollen *Kayla!*«

Ihr Jammern war laut und kreischend, aggressiv. Kein gutes Zeichen. Ich war mir nicht sicher, ob nur ich die Stimmen hören konnte; falls nicht, dann würden die Worte sicher in den langen Schulkorridoren widerhallen.

Ich durchquerte den Raum und wollte das Brett aufheben. Doch meine Finger hatten kaum die polierte Oberfläche berührt, als es weggerissen und über den Boden an die Wand geschleudert wurde. Ich folgte ihm. Konnten die Zwillinge so mächtig geworden sein? Ich runzelte die Stirn. Irgendetwas stimmte hier nicht.

Noch einmal wollte ich nach dem Brett greifen, wieder entglitt es mir.

»KAYLA.« Ein tiefes Grollen. Keine Kinderstimme. Die Härchen in meinem Nacken stellten sich auf.

Ich wirbelte herum. Dunkelheit umgab mich.

»Wer bist du?«, fragte ich leise, unsicher.

Stille.

Wieder näherte ich mich dem Brett. Diesmal gelang es mir, es aufzuheben – doch dann wurde es mir mit solcher Kraft entrissen, dass ich nach vorne stolperte und auf ein Knie fiel.

Ich versuchte, die Schatten zu durchdringen. Mein abgehackter Atem wurde zu kleinen Nebelwolken, und ich zitterte. Plötzlich war es bitterkalt geworden. Gänsehaut breitete sich auf meinen Armen und Beinen aus, doch ich war mir nicht sicher, ob die Kälte dafür verantwortlich war. Ich rappelte mich auf, meine Augen versuchten immer noch, etwas in der Dunkelheit zu erkennen.

»Lucky, hilf uns.« Leises Flüstern schwebte durch den Raum.  
»Bitte« – ein ängstlicher Schrei – »hilf uns!«

Ich drehte mich zu den aufgestapelten Möbeln, und da waren sie: zwei Mädchen in langen, weißen Nachthemden. Heute drängten sie sich dicht aneinander, kauerten zwischen den alten Tischen und den Kisten, versuchten sich klein und unsichtbar zu machen.

Ich schluckte angestrengt. Bei unserem letzten Zusammentreffen waren sie auf mich zugegangen, ihre gierigen Augen hatten vor boshafter Freude gefunkelt. Jetzt waren sie nur verängstigte kleine Mädchen. Panik stieg in mir auf. Nicht die Mädchen waren von

dem Ouija-Brett beschworen worden, nicht sie hatten nach mir gerufen. Sondern etwas weitaus Schlimmeres.

Sie blickten zu mir auf, und selbst in der Dunkelheit konnte ich die Furcht in ihren kleinen, traurigen Gesichtern sehen.

»Hilf uns, und wir versprechen, brav zu sein. Wir versprechen es. Mach, dass er weggeht. Bitte mach, dass er weggeht.«

»Wer?«, flüsterte ich.

Ihre Augen weiteten sich, und sie bargen die Gesichter am Hals der anderen. Ich stand stocksteif da.

Es befand sich definitiv noch jemand im Raum.

Mein Atem war mittlerweile zu weißem Rauch geworden, die mich umgebende Luft hätte aus Sirup sein können, so dick fühlte sie sich an. Ich versuchte mich umzudrehen, doch es war, als schwämme ich gegen die Gezeiten an. Langsam zwang ich meinen Körper herum.

Es war zu dunkel für die Tageszeit. Ich machte ein paar Schritte nach hinten, bis ich unter dem Oberlicht stand und das blasse Herbstlicht ein Rechteck auf den staubigen Boden um mich herum warf. Eine so undurchdringliche Schwärze, dass ich die Tür nicht mehr sehen konnte, baute sich am anderen Ende des Raumes auf und versperrte mir den Fluchtweg. Ich trat einen weiteren Schritt zurück und hörte plötzlich ein Wimmern hinter mir.

Die Schwärze begann in dicken Schwaden herumzuwirbeln, sich zusammenzuziehen und schließlich eine feste Gestalt anzunehmen.

Die Mädchen hinter mir weinten. Ich hörte ihre hicksenden, kleinen Schluchzer und erkannte, dass sie nie wirklich böse gewesen waren, sie waren nur Kinder, benahmen sich manchmal daneben, wie Kinder eben so sind. Jetzt hatten sie selbst Angst, und leider hatten sie wohl guten Grund dazu. Ich erhaschte den Hauch eines vertrauten süßlichen Geruchs, der mich an alte Damen erinnerte; dann war er schon wieder verschwunden.

Nach und nach formte sich die Gestalt eines Mannes aus der Schwärze. Zuerst dachte ich, dass er außergewöhnlich groß war, dann bemerkte ich den hohen grauen Hut auf seinem Kopf. Sein eng anliegender Mantel und die Kniebundhosen waren ebenfalls grau, seine Weste sowie die Krawatte von hellem Gelb. Er trug weiße Strümpfe und schwarze Schuhe und glich in jeder Hinsicht einem Gentleman aus dem achtzehnten Jahrhundert. Er hatte sogar einen Schönheitsfleck über der Oberlippe. Ich war überrascht; er wirkte überhaupt nicht Furcht einflößend – bis sich sein Mund zu einem grausamen, arroganten Lächeln verzog.

»Ah, sehr erfreut«, sagte er.

Ich schwieg. Es war nie klug, sich mit den Wesen von der anderen Seite auf eine Unterhaltung einzulassen, bevor man wusste, mit wem man es zu tun hatte. Viele erzählten nur zu gern Lügen, verdrehten einem das Wort im Mund und versuchten einen zu verwirren.

Er trat einen Schritt auf mich zu, und ich musste mich mit aller Kraft davon abhalten, nicht vor ihm zurückzuweichen. Die Mädchen wimmerten. Ich sah mich nach dem Ouija-Brett um. Er folgte meinem Blick und kicherte – ein leises, bedrohliches Geräusch.

»Werden Sie mich nicht fragen, warum ich hier bin? Werden Sie mich nicht fragen, was ich will ... Miss de Salle?«

»Warum sagst du es mir nicht?«

Er kam noch einen Schritt auf mich zu. Noch drei, und er könnte mich berühren. Ich wollte ihn auf keinen Fall so nahe bei mir haben.

Er lächelte wieder, und dieses Mal konnte ich seine blendend weißen, spitzen Zähne sehen. Meine Angst war berechtigt.

»Sie haben etwas, das ich will.«

»Kayla, er will Kayla«, flüsterten die Mädchen hinter mir.

Wahnsinn verzerrte sein Gesicht, seine Lippen zogen sich zu ei-

nem Knurren zurück und entblößten noch mehr dieser grausamen Zähne.

»Seid still, ihr kleinen Biester. Die Hölle wird ein noch viel zu angenehmer Ort für euch sein, wenn ihr nicht schweigt.«

Ich riskierte einen Blick über die Schulter. Die Zwillinge klammerten sich immer noch zitternd aneinander. Als ich mich wieder umdrehte, war der Mann bis auf Armeslänge an mich herangetreten. Er war zu nahe. Ich musste an das Ouija-Brett herankommen.

Er zog an den Spitzenmanschetten seines Hemds, die aus den Ärmeln des Jacketts hervorragten, und lenkte meine Aufmerksamkeit auf lange, elfenbeinfarbene Fingernägel, die besser zu einer großen Katze gepasst hätten. Er bemerkte meinen Blick und lächelte wieder. Er wirkte fest, beinahe menschlich, doch das war offensichtlich nur eine Fassade. Aus jeder Pore strahlte er Bösartigkeit aus, die die Luft vergiftete. Ich konnte kaum atmen.

»Wo ist Kayla?«, fragte er schließlich.

»Wer will das wissen?«

Er hob ironisch eine Augenbraue und lachte leise. »Verzeih«, sagte er und verbeugte sich leicht. »Ich bin Henri le Dent.«

Französischer Name, schrecklich breiter englischer Akzent. Er log, aber das taten sie immer. Dieser hier war ein Spaßvogel: le Dent – der Zahn. Lachen konnte ich allerdings nicht darüber.

»Nun, Henri, ich möchte, dass du jetzt gehst. Adieu.«

Wieder lachte er. »Kommen Sie schon, Miss de Salle, Sie sind viel zu erfahren, um zu glauben, dass das wirklich funktionieren könnte.«

Ich knirschte mit den Zähnen. Einen Versuch war es wert gewesen, auch wenn mir immer klarer wurde, dass ich es dieses Mal nicht mit einem boshaften, ruhelosen Geist zu tun hatte. Henri war etwas anderes. Miss Mitchells drei Schülerinnen hatten einen Dämon beschworen.

»Okay, Henri, was willst du?«

Er ließ wieder die spitzen Zähne aufblitzen. »Ich habe eine Botschaft für deine Freundin.«

Wieder machte er einen Schritt auf mich zu, und dieses Mal wich ich instinktiv vor ihm zurück. Sein Lächeln wurde breiter. Er wusste, dass ich Angst vor ihm hatte.

»Sag Kayla, dass du eine Botschaft für sie von der anderen Seite hast.«

Er bewegte sich so schnell, dass ich nicht reagieren konnte. Plötzlich stand er neben mir, und seine schlanken Finger schlossen sich um meine Kehle. Ich zerrte an seiner eisenharten Hand, doch er hob mich mühelos in die Höhe, sodass meine Zehen kaum noch den Boden berührten, und starrte mir in die Augen.

Er grinste. Seine Zähne schienen sein ganzes Gesicht auszufüllen, und ich war mir ziemlich sicher, dass ich gleich sterben würde.

Er sah die Erkenntnis in meinen Augen und lachte laut auf. »Ja, Miss de Salle – oder darf ich dich Lucky nennen?« Er musterte mein Gesicht einen Moment lang und leckte sich dann sehr langsam über die Lippen. »Ich denke schon. Der Tod ist etwas so Intimes. Ja, *Lucky*, du wirst sterben – aber nicht heute, denn du musst eine Nachricht für mich überbringen. Sag Kayla, sie war schon viel zu lange weg, und wir wollen sie zurück.«

Er beugte sich noch näher zu mir, atmete tief ein und schloss einen Moment die Augen, als ob er das Bouquet eines exquisiten Weins genösse. Als er sie wieder aufschlug, waren sie jedoch kohlschwarz. Seine Zunge schoss hervor, und er leckte mir übers Gesicht, strich mit der Spitze von meinem Augenwinkel über die Wange. Ich versuchte den Kopf wegzudrehen, doch seine Finger hielten immer noch meinen Hals umklammert. Er genoss seine Macht, meine Furcht. Ich erhaschte einen Hauch seines Atems, und der süßlich-krankhafte Geruch, den ich zuvor wahrgenommen

hatte, kehrte mit voller Wucht zurück. Jetzt wusste ich, woran er mich erinnerte: Parma-Veilchen.

»Ich hoffe, dass sie sich weigert«, murmelte er. »Denn wenn sie sich uns widersetzt, werde ich wiederkommen, und dann werde ich dich noch einmal schmecken.« Er strich mir mit der freien Hand übers Haar. »Ich kann es kaum erwarten. Ich weiß, dass du süß wie Nektar sein wirst. Oh ja, Miss Lucky de Salle, ich freue mich sehr darauf, dich wiederzusehen. Ich statte dir vielleicht einen Extra-besuch ab – oder auch zwei.«

Ich konnte nicht atmen, mein Blick verschleierte sich. Eine Träne rann langsam an meiner Wange hinab.

Er fing sie mit der Spitze eines seiner gefährlich scharfen Nägel auf und hielt sie in die Höhe, als ob er sie mustern wolle. Seine Nasenflügel blähten sich, als er übertrieben daran roch. Dann schnellte seine Zunge reptilienartig hervor und kostete von der Flüssigkeit.

»Die Tränen einer Frau, so wohlriechend, so köstlich, so ... einnehmend.«

Er ließ mich los, und ich fiel keuchend zu Boden. Als ich aufblickte, trat er in die undurchdringliche Schwärze vor der Tür.

Er warf mir einen Blick zu. »Au revoir, Miss de Salle. Wir werden uns bald wiedersehen. Ich werde dich im Auge behalten.«

Die Schwärze schloss sich um ihn, bis nur noch ein schwarzer Fleck vor der Tür zu sehen war. Dann war sie verschwunden und der Raum wieder in herbstliche Düsternis getaucht.

Irgendwie richtete ich mich auf, auch wenn ich so stark zitterte, dass ich die Zähne fest aufeinanderbeißen musste, um sie am Klappern zu hindern.

»Du musst die Tür zumachen, sonst kommt er zurück«, sagte eine Stimme neben mir und ließ mich zusammenzucken.

Ich blickte nach hinten, wo die Mädchen auf einmal standen. Das Ouija-Brett schlitterte unsicher über den Boden und kam zö-



gernd vor mir zum Stehen, gefolgt von der Planchette. Ich wollte schon nach dem Brett greifen, hielt dann jedoch mit ausgestreckten Fingern inne. Ich hatte das Gefühl, dass es dafür zu spät war.

»Was ist mit euch zweien?«, fragte ich. »Wollt ihr nicht dahin gehen, wo ihr hingehört?«

Sie glitten vor mich, das Brett zwischen sich.

»Wir gehören hierher.«

»Es ist fast zweihundert Jahre her. Ihr müsst diesen Ort verlassen«, sagte ich.

»Warum?«

»Ihr jagt den Mädchen Angst ein.«

Sie lächelten, das süße, unschuldige Lächeln von Kindern. »Das haben wir schon sehr, sehr lange nicht mehr getan.«

Ich warf ihnen einen finsternen Blick zu. Ich wusste, dass Geister nicht dasselbe Zeitgefühl hatten wie wir, doch auch selbst dann waren erst einige Tage seit ihrer letzten Eskapade vergangen. »Was ist mit den drei Mädchen vor wenigen Tagen?«

Jetzt starrten sie mich finster an. »Das waren wir nicht«, sagte die eine schmollend. »Er war es, und als sie weg waren, war er gemein zu uns.«

»Haben sie ihn mit dem Brett gerufen?«

Beide nickten ernst.

Seufzend zog ich eine verschlossene Plastiktüte aus meiner Tasche. Ich leerte ihren Inhalt – eine Kerze und Streichhölzer – auf den Boden und stellte dann die Kerze auf. Meine Finger zitterten so stark, dass ich die Hälfte der Streichhölzer auf dem Boden verstreute und sie kaum wieder aufheben konnte. Schließlich konnte ich eines umklammern, doch ich hatte nicht die Kraft, es anzuzünden.

Ich schloss die Augen und atmete mehrere Male tief durch, versuchte es wieder, und dieses Mal flackerte eine kleine Flamme auf,

erstarb beinahe, loderte endgültig. Die Mädchen sahen mir zu, wie ich die Kerze anzündete.

Ich nahm die Planchette auf, legte sie auf das Brett und schob sie zu dem Feld »Ende«.

»Ende«, sagte ich so fest ich konnte.

Ich hob die Planchette auf und zog sie durch die Kerzenflamme, dann tat ich dasselbe mit dem Ouija-Brett und murmelte dabei das Vaterunser, während ich es dreimal auf den Boden schlug.

Die Mädchen schwebten davon.

»Wartet!«, sagte ich, und sie drehten sich zu mir um. »Ihr habt versprochen, brav zu sein.«

»Das werden wir«, flüsterten sie. Dann waren sie verschwunden.

Immer noch zitternd steckte ich Kerze und Streichhölzer zurück in die Tüte. Ich glaubte nicht eine Sekunde, dass sie ihr Versprechen halten würden – obwohl sie, wenn das die ersten Probleme in der Schule waren, seit ich sie vor fünfzehn Jahren verlassen hatte, sich nicht besonders bemüht hatten, die Schülerinnen zu ärgern. Ich würde Lydia Mitchell empfehlen, die Tür zum Dachboden fest zu verschließen. Es würde die zwei Geister zwar nicht endgültig einsperren, auch wenn sie sich nie weit vom Dachboden entfernt hatten; vielleicht weil es der Ort war, an dem sie gestorben waren. Doch es würde die Schülerinnen fernhalten und sie hoffentlich vor dieser Art Unfug bewahren.

Ich stand auf und ging in Richtung Tür, zögerte jedoch nach ein paar Schritten. Auch wenn die Schwärze verschwunden war, blieb ich misstrauisch. Ich machte einen Schritt, dann noch einen, dann stürzte ich so schnell es meine Absätze erlaubten durch den Raum, riss die Tür auf und polterte die Stufen hinunter in den Aufenthaltsraum der sechsten Klasse.

Jeglicher Hauch von Erleichterung, den ich empfunden hatte,

verflüchtigte sich, als ich die Treppe hinauf sah. Undurchdringliche Schwärze füllte den Türrahmen.

»Vergiss nicht meine Botschaft«, flüsterte eine Stimme mit einem leichten Lachen, dann wurde die Tür so heftig ins Schloss geworfen, dass die im Aufenthaltsraum verstreuten Kaffeetassen klirrten.

Bis ich die Eingangshalle erreicht hatte, hatte ich das Zittern unter Kontrolle, doch meine Kehle fühlte sich rau und wund an. Ein heißes Getränk, gern auch etwas Stärkeres, wäre gut gewesen, doch meine zitternden Finger hätten beim Versuch, ein Glas oder eine Tasse zu halten, meine Furcht verraten.

Es war verführerisch, einfach zu gehen, ohne mich von der Schulleiterin zu verabschieden, doch ich musste ihr sagen, dass sie den verdammten Dachboden gut verrammeln sollte. Wenn es nach mir ginge, sollte auch der Aufenthaltsraum verlegt werden. Ich würde es vorschlagen, doch die Entscheidung lag bei ihr. Sie würde vielleicht die Mädchen nicht noch mehr aufregen wollen – und noch wichtiger, vor allem nicht die Eltern.

Vor dem Büro der Schulleiterin zögerte ich, bevor ich klopfte. Eine Stimme bat mich einzutreten. Lydia war nicht allein; bei ihr an einem rechteckigen Tisch saß ein Mann, der bei meinem Anblick seine Tasse absetzte und mit ausgestreckter Hand aufstand.

»Lucky«, sagte Lydia mit besorgtem Blick zu dem Mann, »das ist Philip Conrad. Er hat Ihnen heute Nachmittag das Auto geschickt.«

Ich ergriff die ausgestreckte Hand. »Danke«, antwortete ich, obwohl ich der Direktorin viel lieber gesagt hätte, dass ihr Problem nicht gelöst war, um dann so schnell wie möglich zu verschwinden. Ich war nicht in der Stimmung für Small Talk, sondern musste ein viel dringenderes Gespräch mit meiner Freundin Kayla führen, die draußen in Philips Auto wartete.

»Ihre Hand ist eiskalt«, sagte dieser, als er sie einen Moment zu lang festhielt.

Ich entzog sie ihm so höflich wie möglich. »Ungeheizter Dachboden«, erwiderte ich und fragte mich dann, ob ich ihm von meinem Ausflug überhaupt erzählen sollte.

Philip bedeutete mir, Platz zu nehmen, als sei er der Wortführer und die Direktorin nur eine Nebenfigur. Er setzte sich mir gegenüber, lehnte sich zurück, legte einen Arm auf die Rückenlehne des Sofas und überkreuzte die Fußknöchel. Die Falten in seinen eleganten dunkelgrauen Hosen waren messerscharf. Allein sein Anzug kostete vermutlich mehr, als Lydia in einem Monat verdiente. Sein Hemd war blassblau, die Seidenkrawatte dunkelgrau und saphirblau gestreift. Seine Haut war leicht gebräunt, das schwarze Haar professionell zerzaust. Sein Lächeln wirkte berechnend auf mich, seine dunklen Augen blickten aufmerksam. Ich war sofort auf der Hut. All meine Sinne sagten mir, dass er ein weiteres Problem war, mit dem ich mich nicht auseinandersetzen wollte.

»War Ihr ... Ausflug erfolgreich?«, fragte er.

Ich warf der Schulleiterin einen Blick zu. Sie musterte Philip mit einer gewissen Grimmigkeit, die mir sagte, dass sie über seine Anwesenheit auch nicht gerade erfreut war.

»Nicht sehr«, erwiderte ich.

»Ich dachte, Sie könnten es verschwinden lassen?«, fragte Lydia.

»Ich bin ein Medium, kein Exorzist. Ich kann jemandem helfen weiterzuziehen, aber ich kann niemanden zwingen.«

»Das ist schrecklich«, sagte sie.

»Es war tatsächlich viel schlimmer, als wir alle dachten«, gestand ich ein. »Ihre Schülerinnen haben etwas sehr Gefährliches heraufbeschworen. Ich bezweifle, dass er hierher zurückkommt, aber ich schlage vor, dass Sie den Dachboden gut verschließen. Die Geister kann man nicht einsperren, aber die Schülerinnen sollten

von dem Raum ferngehalten werden. Und was den Aufenthaltsraum angeht ...«

Ihre Finger trommelten nervös auf der Armlehne ihres Stuhls. »Ja, ja, natürlich. Wir hatten nie ein Problem mit den Mädchen – zumindest seit ich hier bin.«

»Sie sind dort oben gestorben«, erklärte ich. »Die meisten Geister bleiben an dem Ort, an dem sie ihre letzten Momente verbracht haben, oder an einem Platz, der eine besondere Bedeutung für sie hat.«

»Sie starben auf dem Dachboden?«, fragte Philip.

Nach meinem Schulverweis hatte ich die Geschichte des Gebäudes recherchiert. »Früher war das hier ein Waisenhaus«, sagte ich, »und wohl kein besonders angenehmes. Man hatte die Zwillinge über Nacht als Strafe auf dem Dachboden eingesperrt, als ein Feuer ausbrach. Das Waisenhaus versuchte es zu vertuschen – man sagte, die Mädchen seien nicht eingeschlossen gewesen, dass sie im Schlaf wegen des Rauchs gestorben seien.«

»Aber das stimmte nicht?«, fragte Lydia, die meinen Gesichtsausdruck richtig deutete.

»Leider nicht – sie waren eingeschlossen. Man fand ihre Leichen aneinandergekauert an der Tür.«

»O mein Gott«, sagte Lydia.

»Das Waisenhaus schloss nach dem Skandal, und nach der Renovierung wurde das Gebäude zu einer Schule.«

»Miss de Salle, Sie sagten, die Schülerinnen hätten etwas ›beschworen‹ – was war das?« Philip ließ perfekte weiße Zähne aufblitzen, die fatal an Henri erinnerten: zwei Haie, zwei verschiedene Gewässer. Er klang nicht besorgt, nur neugierig.

»Einen Dämon, Mr. Conrad.« Ich wartete auf das Kräuseln der Lippen, das verächtliche Lächeln, doch er überraschte mich.

»Ist das üblich?«, fragte er.

»Nein«, antwortete ich. »Ich habe gehört, dass es vorkommen kann, und ich habe dokumentierte Fälle gelesen, doch mir ist dieses Unglück noch nie widerfahren.«

»Aber Sie machen das beruflich.«

»Das würde ich nicht sagen.«

»Kommen Sie schon, Sie sind ein bekannter Name im« – er machte mit den Fingern Anführungszeichen – »Zirkel.«

»Was für einem ›Zirkel?‹«

»Medien, Hellseher, Experten des Paranormalen – alle kennen Sie.«

Ich lächelte kläglich. »Nun, Mr. Conrad, dann wissen Sie sicher auch, dass die meisten mich leidenschaftlich hassen.«

»Nur die Scharlatane.«

Ich musterte ihn einen Moment lang. Er hatte sich wirklich Mühe gegeben, etwas über mich herauszufinden. »Das sind die meisten, fürchte ich«, sagte ich. »Wahre Medien sind dünn gesät.«

»Aber es gibt dort draußen welche?«

»Die meisten mit einer echten übersinnlichen Begabung versuchen es zu verstecken. Für manche ist es eher ein Fluch.«

»Aber nicht für Sie?«

»Mr. Conrad, wenn Sie über meinen Ruf hinaus etwas über mich wüssten, dann wäre Ihnen bewusst, dass meine Begabung beinahe mein Leben zerstört hätte. Meine Mutter hat mich verlassen; ich wurde von dieser Schule ausgeschlossen, und seither hat man mich überall schikaniert.«

»Sie haben etwas aus Ihrem Leben gemacht.«

»Ich hatte Hilfe.«

Sein wissendes Lächeln deutete darauf hin, dass er mehr wusste als ich oder dass es etwas war, das er nicht wissen sollte. Aber was es auch war, ich würde es sicher bald herausfinden.

Philip, wie ich ihn nennen sollte, würde mich nicht so schnell gehen lassen. Als ich mich verabschieden wollte, sagte er, er würde mir bei der Heimfahrt Gesellschaft leisten. Ich konnte kaum ablehnen, immerhin gehörte der Wagen ihm.

Sein Fahrer öffnete mir die Tür, und ich stieg ein. Kayla hatte sich am anderen Ende des Rücksitzes zusammengekauert. Sie war abweisend, und ich hatte das sichere Gefühl, dass sie wusste, dass in der Schule noch etwas anderes als die Geister zweier boshafter Kinder gewesen war. Während Philip um das Auto herumging, nutzte ich die wenigen ungestörten Sekunden mit ihr.

»Ich habe eine Nachricht für dich«, zischte ich, »von jemand sehr Unfreundlichem mit Zähnen wie ein Piranha.«

Bevor sie antworten konnte, öffnete sich die andere Tür, und sie musste neben mich rutschen, während Philip einstieg.

»Möchten Sie irgendwo etwas essen gehen?«, fragte er.

Einen Moment lang war ich vollkommen überrumpelt.

»Ein sehr freundliches Angebot, aber ich bin etwas müde.«

»Natürlich sind Sie das – aber ich würde wirklich gern mehr über diesen Dämon hören.«

Kayla warf mir mit weit aufgerissenen Augen einen Blick zu. Ich ignorierte sie. »Es gibt nicht mehr zu sagen, außer dass er gefährlich ist und ich ihm wirklich nicht noch einmal begegnen will.«

»Es war ein ›Er‹? Nicht irgendein Wesen?«

»Er hat sich in menschlicher Gestalt gezeigt. Ich würde sagen, er hat sich als Gentleman des 18. Jahrhunderts präsentiert, aber ich bin nicht besonders gut in Geschichte.«

»Hatte er einen Namen?«

»Ich bezweifle, dass es sein richtiger war.«

»Wie lautete er?«

»Warum interessiert Sie das so? Kann Ihnen das nicht egal sein?«

Er sah mich einen Moment an, bevor er den Kopf drehte und aus dem Fenster schaute. Doch ich hatte gesehen, wie sich sein Gesicht verdüsterte.

Kayla verlagerte das Gewicht und wollte ihm eine Hand auf die Schulter legen, entschied sich dann jedoch dagegen. »Er trauert«, sagte sie. »Sein Leben wurde von etwas von der anderen Seite verändert.«

»Was ist passiert, Philip?«, fragte ich.

Er schwieg sehr lange, schauderte und sah mich mit ausdruckslosem Gesicht an. »Gehen Sie mit mir essen, und ich erzähle es Ihnen.«

Kayla drehte sich zu mir um. Zwei Augenpaare warteten auf meine Antwort: eines voller Hoffnung, das andere mit einem schwer zu deutenden Ausdruck. Kayla und ich waren schon seit sehr langer Zeit Freundinnen, doch in den letzten Minuten hatte ich mich zu fragen begonnen, ob ich sie überhaupt kannte.

»Nun gut, ich gehe morgen Abend mit Ihnen essen.«

Er warf mir ein trauriges Lächeln zu, in dem ein Hauch Verletzlichkeit lag, den ich von einem Mann wie ihm nie erwartet hätte – doch ein gut geschnittener Anzug und ein teurer Geschmack mussten ja nicht bedeuten, dass er keine Gefühle hatte, oder? Aber jemand wie Philip wusste allerdings wohl ziemlich gut, wie man sie verbarg.



Er setzte uns bei meinem Cottage ab und brachte mich zur Tür.  
»Dann bis morgen«, sagte er. »Um acht?«

»Das passt mir gut.«

Er hob eine Hand zum Abschied und ging zum Gartentor. Als er es hinter sich schloss, lächelte er mir noch einmal zu.

Ich verfolgte, wie das Auto sich entfernte, und begann nach meinen Schlüsseln zu suchen.

»Er ist aufgewühlt«, sagte Kayla, als ich für uns aufsperrte.

»Nicht so sehr wie du, wenn du mir nicht erzählst, worum es hier geht.«

»Sei nicht so.«

»Kayla, dieser Dämon hatte Zähne, die Dracula wie eine Schmutzkatze erscheinen lassen, und er hat mich angeschaut, als wäre ich sein Lunchpaket!«

»Das ist nicht meine Schuld.«

»Ach wirklich?«, sagte ich, als ich mein Jackett aufs Sofa warf und mich daneben niederließ. »Nun, er sagte, ich solle dir eine Botschaft überbringen.«

Sie setzte sich auf den Stuhl mir gegenüber, die Knie zusammengepresst, die Hände verschränkt, als ob sie betete. Vielleicht tat sie das auch. Sie sah mich unter gesenkten Wimpern hervor an.

»Was hat er gesagt?«

»»Sag Kayla« – damit meinte er, glaube ich, dich – »dass ich eine Botschaft für sie von der anderen Seite habe.« Er sagte: »Sag ihr, sie war schon viel zu lange weg, und wir wollen sie zurück.««

»Oh«, antwortete sie.

»Ist das alles, was du dazu zu sagen hast? Was meint er damit?«

»Ich habe keine Ahnung.«

»Er schien das Gegenteil zu denken.«

»Gehst du jetzt mit diesem Philip zum Abendessen?«, wechselte sie das Thema.

Sie wollte das Gespräch ganz offensichtlich in eine andere Richtung lenken, und ich war klug genug, sie nicht zu drängen. Wenn sie ihren Willen nicht bekam, verschwand sie oft einfach. Ich knirschte mit den Zähnen und zählte bis zehn. So frustrierend es auch war, ich würde es aus ihr herauslocken müssen.

»Ich weiß nicht, ob ich es wirklich will, aber er leidet, wie du ja selbst bemerkt hast. Oder er ist ein sehr guter Schauspieler, denn als ich ihn kennenlernte, schien es ihm gut zu gehen.«

»Ich glaube, was du in der Schule gesehen hast, war die Fassade.«

»Irgendwelche Anmerkungen?«, fragte ich sie.

»Sein Interesse an deinem Dämon.«

Ich schauderte. »Der einzige Grund für die Anwesenheit des Dämons bist du – zumindest hat er das gesagt.«

Sie runzelte die Stirn und beugte sich näher zu mir. »Hat er dich bedroht?«

»Oh ja.«

»Erzähl es mir.«

»Ich möchte nicht darüber sprechen«, antwortete ich mit einem Schauer, während ich die Hand zur Wange hob, als ich mich an die Zunge auf meiner Haut erinnerte.

»Wenn er gedroht hat, dir etwas anzutun, dann will ich es wissen.«

Sie war nicht die Einzige, die schwierig sein konnte. »Das wird warten müssen«, sagte ich und drehte den Spieß mit einem Blick auf die Uhr herum. »Es ist schon spät, und ich muss vor dem Abendessen noch eine Runde laufen gehen.«

»Es ist dunkel draußen.«

»Ich habe keine Angst vor dem Dunkeln.«

»Wenn dich ein Dämon bedroht hat, dann solltest du vorsichtig sein.«

»Ich hatte den Eindruck, dass ihm die Tageszeit nicht wichtig war.«

»Welchen Namen hat er dir genannt?«

»Ich habe dir doch gesagt, es war nicht sein richtiger Name, sondern ein Scherz.«

Sie schürzte die Lippen und warf mir einen ihrer mütterlich-mahnenden Sag-es-mir-einfach-Blicke zu.

»Okay, okay, Henri. Henri le Dent. Ich denke, es war ein Dämonenscherz, denn er hatte sehr weiße, sehr scharfe Zähne.«

»Ich begleite dich«, sagte sie, und erst da erkannte ich, dass die Situation sehr viel schlimmer war, als ich gedacht hatte. Meine tägliche Joggingrunde war eine der wenigen Aktivitäten, bei denen Kayla sich weigerte, mich zu begleiten. Wenn sie mir also wirklich Gesellschaft leisten wollte, musste ich recht haben, dass der gute Henri mit den scharfen Beißerchen ernsthaft gefährlich war.

Ich joggte etwas weniger als eine Stunde, nicht um des Trainings willen, auch wenn ich glaubte, dass es mir guttat, sondern weil ich beim Laufen meine Gedanken ohne Ablenkung schweifen lassen konnte. Seltsamerweise war ich beim Joggen noch nie einem ruhelosen Geist begegnet. Wie Kayla schienen sie dagegen eine Aversion zu haben.

Kayla trödelte hinter mir, doch nach ein paar Minuten schaltete ich meinen iPod ein und vergaß sie. Es hatte zu regnen aufgehört, und es war nicht kalt, nur feucht. Ich hielt mich an die Hauptstraßen; selbst ich war nicht so verrückt, über die einsamen Wege zu laufen, die ich vielleicht an einem hellen Sommerabend einschlagen würde. Auch wenn ich gesagt hatte, Erklärungen könnten warten, hatte mich der Nachmittag in der Schule ernsthaft beunruhigt. Henri hatte mir eine Heidenangst eingejagt.

Zurück beim Cottage war ich bereit für eine Dusche und ein Glas Wein. Kayla holte auf, als ich die Haustür öffnete.

»Ich kann immer noch nicht verstehen, was du am Joggen findest«, sagte sie. »Dir wird nur heiß, und du schwitzt.«

Ich schaltete meinen iPod aus und legte ihn auf den kleinen Tisch in der Diele. »Wie oft denn noch? Ich kann dabei gut nachdenken.«

»Weil ich nicht dabei bin, willst du sagen.«

»Das stimmt nicht. Du weißt, dass du mich jederzeit begleiten kannst.« Auch wenn das nicht die ganze Wahrheit war; manchmal tat mir ein wenig Abstand zu ihr gut. »Ich gehe dann mal unter die Dusche.« Doch ich zögerte an der ersten Treppenstufe und schnüffelte. »Riecht es hier nicht seltsam?«

Sie schüttelte den Kopf, und ich atmete noch einmal tief ein, roch jedoch nichts, weshalb ich es mir wohl eingebildet hatte. Henri hatte mich wohl mehr erschüttert als gedacht. Doch einen Moment lang hatte ich geglaubt, Parma-Veilchen zu riechen.

Ich duschte ausgiebig – Wein und Fertiggericht liefen nicht weg – und hatte gerade erst eine saubere Jogginghose und ein T-Shirt angezogen, als Kayla in der Tür erschien.

»Erwartest du jemanden?«, fragte sie, obwohl sie genau wusste, dass das kaum wahrscheinlich war.

»Nein, warum?«

»Nun, ein Mann kommt den Weg herauf.«

Dann klopfte es an der Tür.

»Was ist denn jetzt?«, murmelte ich. Mein Cottage lag am Ende einer unbeleuchteten Straße und zehn Minuten Fußweg vom Dorf entfernt, weshalb ich eigentlich sonst keinen unangekündigten Besuch bekam.

Ich ging die Treppe nach unten und warf einen Blick durch den

Türspion. Ein junger Mann stand vor der Schwelle, den Kopf von mir abgewandt. Dann drehte er sich um und ermöglichte mir einen verzerrten Blick auf sein Gesicht. Er trug einen grauen Kapuzenpullover, blonde Locken ringelten sich auf seiner gefurchten Stirn, und er kaute an der Unterlippe. Er war offensichtlich nervös, vielleicht auch besorgt, dass ihm niemand öffnen würde – oder vielleicht auch gerade deswegen. Natürlich konnte ich mir bei einem kurzen Blick durch den Türspion nicht sicher sein, aber er wirkte nicht besonders gefährlich.

»Kennst du ihn?«, fragte Kayla.

»Nein«, antwortete ich, als ich die Hand nach dem Türgriff ausstreckte.

»Ist das eine gute Idee?«, fragte sie.

»Wenn er Ärger macht, jagst du ihm Angst ein«, sagte ich.

»Okay.« Sie lächelte; manchmal hatte sie einen bösen Sinn für Humor und vielfältige Möglichkeiten, einen unerwünschten Gast loszuwerden. Interessant waren sie alle.

Als ich die Tür öffnete, richtete sich der junge Mann sofort zu voller Größe auf und schob die Kapuze zurück. Seine Lippen verzogen sich zu einem grimassenartigen Lächeln.

»Bitte entschuldigen Sie den späten Besuch«, sagte er. »Sind Sie Lucky de Salle?«

»Das bin ich.«

»Ob Sie mir wohl ein wenig Ihrer Zeit opfern würden?«, fragte er, und ich bemerkte ein leichtes Zittern in seiner Stimme. Er war nervös, und ich war mir nicht sicher, ob das ein gutes oder ein schlechtes Zeichen war.

»Kommst darauf an, was Sie wollen.«

»Man hat mir gesagt, dass Sie mir vielleicht helfen können.«

Ich wartete, eine Hand am Griff, falls ich die Tür rasch zuschlagen musste.

»Bitte, ich brauche Ihre Hilfe«, sagte er noch einmal, seine Furcht war nun deutlich hörbar. »Bitte.«

Ich warf Kayla einen Blick zu. »Ich weiß nicht – er wirkt irgendwie bekannt«, meinte sie stirnrunzelnd, »aber« – sie tippte mit dem Zeigefinger gegen den Mund – »ich bin mir nicht sicher.«

Ich bat den jungen Mann herein. »Hier entlang«, sagte ich und wies ihn ins Wohnzimmer.

Dort drehte er sich zu mir um. »Es tut mir leid, dass ich Sie so spät abends überfalle, aber ich ... konnte einfach nicht länger warten.«

»Okay«, antwortete ich und bedeutete ihm, Platz zu nehmen. »Worum geht es?«

Er kauerte sich auf die Sofakante, als wollte er jeden Moment aufspringen und wegrennen. Seine Hände lagen auf den Knien, zu harten Fäusten geballt, die Knöchel stachen weiß hervor.

»Ich weiß nicht genau, wo ich anfangen soll«, sagte er.

Ich wartete, während Kayla sich ungewöhnlich still auf die Armlehne meines Stuhls setzte.

»Hören Sie«, fuhr er fort, »auch auf die Gefahr hin, albern zu klingen, aber ich kann es nicht anders ausdrücken.« Er atmete tief durch. »Ich sehe tote Menschen.«

Kayla murmelte: »Oh bitte.« Wir hatten beide den Film mit Bruce Willis gesehen und brachen bei der Stelle jedes Mal in Gelächter aus. Ich musste auch jetzt ein Lächeln unterdrücken, auch wenn es eigentlich nicht lustig war, insbesondere angesichts seiner Verzweiflung.

»Nun«, sagte ich, sobald ich mich wieder im Griff hatte. »Entschuldigung, wie war Ihr Name?«

»Jamie«, erwiderte er. »Jamie Banks.«

»Nun, Jamie, Sie glauben, dass Sie die Toten sehen?«

»Ich *glaube* es nicht, Miss de Salle, es ist so.«

»Und weshalb genau sind Sie dann zu mir gekommen?« Ich zuckte innerlich zusammen; so harsch hatte ich nicht klingen wollen. Diesen Ton schlug ich bei den ganzen Möchtegermedien an, und das hatte er nicht verdient.

Er errötete und sprang auf. »Man hat mir gesagt, dass Sie mir vielleicht helfen könnten, aber ich verschwende offensichtlich nur meine Zeit.«

»Setzen Sie sich«, sagte ich versöhnlich. Er zögerte, dann ließ er sich wieder auf das Sofa fallen. »Erzählen Sie mir bitte, warum Sie glauben, dass ich Ihnen helfen kann.«

Er starrte auf seine geballten Fäuste. Seine Wangen waren immer noch feuerrot, doch an seinen gesenkten Augen und der Art, wie er die Unterlippe zwischen die Zähne zog, erkannte ich, dass er eher verlegen als wütend war.

»Ich war verzweifelt, deshalb bin ich zu einem Medium gegangen«, erklärte er schließlich.

»Wie hieß sie?«, fragte ich. Ich wusste niemanden, der mich weiterempfehlen würde.

»Constance Selby«, sagte er zögerlich, als wüsste er, dass mir die Antwort nicht gefallen würde. Und er hatte recht.

Kayla schnaubte verächtlich. »Das Geld war zum Fenster hinausgeworfen.«

»Oktopus Paul hatte mehr übersinnliche Fähigkeiten als diese Frau«, erklärte ich.

»Ich fand sie recht gut«, erwiderte er stirnrunzelnd.

Kayla warf die Hände in die Höhe. »Himmel noch mal, dieser Typ hat sie nicht mehr alle.«

Ich ignorierte sie. »Jamie, man kann jemanden sehr leicht glauben machen, dass man Botschaften von der anderen Seite empfängt. Man muss nur die Körpersprache lesen können und auf die Dinge, die die Menschen sagen, reagieren. In neunzig Prozent der

Fälle konsultiert jemand ein Medium, weil er jemanden verloren hat, was ein perfekter Ausgangspunkt ist.«

»Sie *wusste* aber Sachen ...«

»Sie scheinen auch etwas über mich zu wissen: wo ich wohne, zum Beispiel.« *Genau, woher wusste er das eigentlich?*

»Nachdem sie Sie erwähnt hatte, habe ich Ihr Buch gelesen«, erklärte er, als er meine gerunzelte Stirn sah. »Nachdem ich beschlossen hatte, dass ich Sie kennenlernen wollte, war es nicht schwierig, Ihren Wohnort herauszufinden.«

Das war etwas besorgniserregend – ich musste überprüfen, wie leicht zugänglich meine persönlichen Daten waren.

»Offensichtlich ist er nicht weiter als bis Kapitel eins gekommen«, sagte Kayla.

»Haben Sie alles gelesen?«, fragte ich daher. Als er nickte, bemerkte ich: »Ich habe über mehrere Kapitel beschrieben, wie sogenannte Medien Menschen überzeugen, dass sie Botschaften von geliebten Personen aus dem Jenseits bekommen.«

Einen Moment starrte er mich sprachlos an, dann lachte er kurz auf. »Ich wurde verschaukelt, nicht wahr?«

»Sorry«, sagte ich. »Auch wenn ich zugegebenermaßen nicht glauben kann, dass sie mich Ihnen empfohlen hat.«

Er blickte auf seine Schuhe hinab, und als er den Kopf wieder hob, war die Röte in seine Wangen zurückgekehrt.

»Das hat sie auch nicht, oder?«

»Nein, nicht direkt. Ich hatte keinen persönlichen Termin bei ihr. Ich wollte sie mir mal ansehen, weshalb ich zu ihrem Auftritt im Gemeindesaal in Bromley gegangen bin, ganz in der Nähe meines Wohnortes. Nach der Lektüre Ihres Buches habe ich erkannt, wie sie das Publikum die ganze Zeit manipuliert hat – mit allen Tricks, über die Sie geschrieben haben –, doch ich war zum ersten Mal bei so etwas, und sie war wirklich überzeugend, und dann, am



Ende der Vorstellung, wurde es noch mehr ... nun, unglaublich echt.«

»Wie meinen Sie das?«

»Es gab eine Frage-und-Antwort-Runde, und jemand fragte, was sie von Lucky de Salle hielt.«

»Oh je, ich hätte nur zu gern gehört, was sie darauf geantwortet hat«, murmelte Kayla.

»Und?«, fragte ich, sie mal wieder ignorierend.

»Nun, sie war sichtlich verärgert und sagte etwas von wegen ›diese Frau ...‹ – doch dann unterbrach sie sich mitten im Satz, und ihre Gesichtszüge wurden ganz schlaff. Man konnte sehen, dass etwas Merkwürdiges vor sich ging. Sie schwieg so lange, dass das Publikum unruhig wurde, dann lächelte sie plötzlich, es war ein wirklich seltsames – und ganz schön beängstigendes – Lächeln. Sie sah wirklich ... verrückt aus. Dann sprach sie mit einer ganz komischen Stimme, wie in *Evil Dead*.« Er verstummte schauernd. »Ich bekomme eine Gänsehaut, wenn ich nur daran denke.«

»Was hat sie gesagt?«, hakte ich nach.

»Unverständliche Dinge, wie zum Beispiel: ›Lucky, die Ausgeburt der Hölle‹, und sie kicherte, dann wurde ihre Stimme tiefer, und sie sagte: ›Geleitet von einem Dämonenkind‹.«

Ungewollt warf ich Kayla einen Blick zu, die alles andere als erfreut wirkte.

»Nun, das muss man ihr lassen, das ist etwas Neues.«

»Sie denken immer noch, dass das nur Show war?«

Ich lachte. »Ich denke, dass es ein peinlicher Versuch war, mich zu diskreditieren.«

Er lächelte schief. »Das mit den Dämonen habe ich nicht geglaubt, das wäre zu verrückt. Aber ich habe Ihr Buch trotzdem gekauft, und was Sie schreiben, ergibt Sinn. Deshalb habe ich gehofft, dass Sie mir helfen könnten.«

»Was genau wollen Sie von mir?«, fragte ich.

»Sie sollen es aufhören lassen. Können Sie das?«

Ich strich mir das Haar hinter die Ohren. »Wenn Sie wirklich Geister sehen, kann ich nichts tun, damit sie Sie in Ruhe lassen. Vielleicht kann ich Ihnen helfen, damit zurechtzukommen, aber nicht mehr.«

Er senkte den Kopf, blickte auf seine Knie. Dann sah er wieder auf, und die Angst in seinen Augen schnürte mir die Kehle zu.

»Was auch immer Sie tun können – es ist besser als nichts«, antwortete er. »Ich habe zu viel Angst, um zu schlafen, und zu viel Angst, um wach zu bleiben. Auf dem Weg hierher wollte ich schon vom Bahnsteig vor einen Zug springen, nur damit es vorbeigeht.«

»Das willst du dir nicht antun«, sagte Kayla.

»Jamie, seit wann geht das schon so?«

Er fuhr sich nervös mit den Fingern durchs Haar. »Zehn Monate, zwei Wochen und fünf Tage.«

»Sehr genau.«

»Diesen Tag werde ich nie vergessen.«

»Was ist passiert? Es war offensichtlich tief beeindruckend.«

Er atmete tief ein, legte die Hände zurück auf die Knie. »Es war der Tag, an dem ich gestorben bin.«

Ich blickte zu Kayla. Sie runzelte die Stirn, war hoch konzentriert, denn ihr Zeigefinger lag an ihrer Unterlippe.

»Wohin schauen Sie?«, fragte Jamie.

»Sie sind gestorben? Was ist passiert?«, wiederholte ich.

Er starrte Kayla an – oder zumindest die Stelle, an der sie neben mir auf der Armlehne saß. Dann kniff er die Augen zusammen und knetete seinen Nasenrücken mit Fingern und Daumen. Plötzlich riss er die Augen weit auf und sah zu mir.

»Wer ist sie?«, fragte er und deutete auf Kayla. Seine Hand zitterte.

»Was können Sie sehen?«, fragte ich. Langsam bekam ich ein ungutes Gefühl – selbst Menschen mit echten übersinnlichen Fähigkeiten konnten Kayla normalerweise nicht sehen.

»Eine Frau, sie sitzt neben Ihnen. Helle Haare, schlank, dunkle Augen.«

»Sie heißt Kayla«, sagte ich.

»Lucky«, zischte sie.

»Wenn er dich sehen kann, dann kann er das eben. Keine große Sache.«

»Vielleicht nicht für dich«, meinte sie schmollend. »Hör auf zu starren«, sagte sie mit wütendem Blick zu Jamie. »Hat dir niemand beigebracht, dass das unhöflich ist?«

»Sie haben also tatsächlich eine spirituelle Ratgeberin«, sagte er.

»Eher eine Nervensäge«, erwiderte ich, »aber manchmal ist sie ganz nützlich.«

»Na, vielen Dank auch«, sagte Kayla. »Kannst du mich auch hören, Mr. Ich-sehe-tote-Menschen?«

Sein Blick zuckte von ihr zu mir und wieder zurück. »Ja«, bestätigte er.

»Also, Jamie«, ich schnippte mit den Fingern, um seine Aufmerksamkeit zu erregen, »zurück zum Thema. Wie sind Sie gestorben?«

»Und warum bist du jetzt nicht tot?«, fügte Kayla hinzu.

Er starrte sie immer noch an. Für jemanden, der offensichtlich regelmäßig Geister sah, bereitete sie ihm sehr viel Unbehagen. Mit Mühe riss er den Blick von ihr los. »Ich war am Tag des Bombenanschlags an der Victoria Station«, sagte er schließlich leise.

Ich zuckte zusammen. »Verdammt.«

Er schluckte angestrengt. »Wir waren gerade die Stufen in die Eingangshalle hinuntergegangen, als die Bombe explodierte.«

»Wir?«

Er sah mit glänzenden Augen zu mir auf, dann zurück auf seine

geballten Fäuste. »Sara, meine Freundin. Wir fuhren an dem Tag in die Stadt, es war ein großes Abenteuer. Sie war noch nie in London gewesen.« Er schluchzte beinahe.

Nach kurzem Schweigen fragte ich ihn: »Sie haben Sara an diesem Tag verloren?«

Er atmete einige Male tief durch. »Sie ging ein wenig vor mir, wollte sich durch die Menge drängen – es war sehr voll dort unten.«

Ich hatte die Zeitungsberichte gelesen und die Ausmaße der Zerstörung im Fernsehen gesehen und mir geschworen, diesen Ort zu Lebzeiten nie wieder aufzusuchen. Nicht weil ich Angst vor einem weiteren Anschlag hatte, sondern weil es dort ganz sicher viele ruhelose Geister geben würde.

»Ich kann mich nicht an die Explosion erinnern, nur an Sara, wie sie zu mir zurückblickte, lächelte, sie wollte gerade etwas sagen. Dann wurde alles schwarz, und als Nächstes weiß ich nur, dass ich auf die Hölle herabsah. Überall war Rauch, und als er sich zu verziehen begann, sah ich Leichen, Körper übereinanderliegen, die fast nicht mehr als Menschen erkennbar waren.« Er unterbrach sich und atmete erneut tief ein. »Das Verrückte war die Stille. Dann sah ich sie.«

»Wen?«, fragte ich.

»Die Menschen – sie richteten sich auf und schwebten auf mich zu. Ich suchte unter ihnen nach Sara, fand sie jedoch nicht, weshalb ich mich unter den Leichen umsah, wo ich sie aber auch nicht fand. Allerdings sah ich meinen Körper, dessen Augen geschlossen waren.« Er senkte die Lider, als ob er versuchte, sich zu erinnern. »Ich lag ausgestreckt auf den unteren Stufen, die zum Bahnhof führen. Ich wurde wahrscheinlich nach hinten geschleudert. Ich streckte die Hand aus, um mein Gesicht zu berühren, dann verschwand alles.« Er verstummte.

Meine Augen kribbelten, ich musste die Tränen zurückdrängen.

Der arme, arme Junge. »Was passierte dann?«, fragte ich, als meine Stimme nicht mehr zu brechen drohte.

»Ich bin, glaube ich, in einem Rettungswagen aufgewacht, doch deutlich erinnere ich mich erst wieder an das Krankenhaus, was ein Albtraum war – zu viele Verletzte, zu viele Tote und Sterbende. Offensichtlich hatte meine Atmung ausgesetzt, mehrere Male, und sie haben mich immer wieder zurückgeholt – doch ich konnte nicht länger als unbedingt nötig an diesem Ort bleiben. Inmitten dieser schwer verletzten Menschen zu sein war schlimm genug, aber die Toten – sie hatten Angst, waren verwirrt, und einige verstanden nicht, was ihnen zugestoßen war. Dann erkannten sie irgendwie, dass ich sie sehen konnte, und drängten sich um mich, baten mich um Hilfe, und ich konnte es nicht. *Ich konnte es einfach nicht.*« Er vergrub den Kopf in den Händen.

Ich stand auf, setzte mich neben ihm auf das Sofa und legte ihm den Arm um die zuckenden Schultern.

»Ich wäre auch überfordert gewesen. Es ist nicht Ihre Schuld, dass Sie ihnen nicht helfen konnten. Die meisten von ihnen werden irgendwann ihren Weg finden.«

»Aber was ist mit denen, die es nicht schaffen?«, fragte er und blickte mich aus rotgeränderten Augen an. »Was passiert mit ihnen? Sind sie wie die, die ich ständig sehe? Werden sie niemals Frieden finden?«

Ich drückte seine Schulter. »Jamie, quälen Sie sich nicht. Ich habe beinahe mein ganzes Leben gebraucht, um an den Punkt zu kommen, an dem ich jetzt bin. Ich habe mir exakt dieselben Fragen immer wieder gestellt, als ich aufgewachsen bin.«

»Wie haben Sie überlebt?«

»Ich hatte Hilfe«, sagte ich und sah zu Kayla. »Hören Sie, soll ich uns etwas zu essen machen? Wir können uns noch weiter unterhalten, ich kann Ihnen vielleicht helfen, alles etwas einfacher

zu machen. Ich kann nicht versprechen, dass ich all Ihre Probleme lösen kann, aber ich kann Ihnen erzählen, wie ich meine bewältigt habe.«

Er schniefte und murmelte leise: »Ja, bitte.«

Ich tätschelte seine Schulter, stand auf und ging Richtung Küche. »Möchten Sie ein Bier? Ein Glas Wein?«, rief ich nach hinten.

»Ein Bier wäre toll, danke.«

Kayla folgte mir in die Küche. »Brauchst du wirklich einen Streuner im Haus?«

»Wie dich, meinst du?«

»Das war nicht nett.«

»Das bist du auch nicht, wenn du so etwas sagst. Er leidet.«

»Wahrscheinlich.«

»Er hat davon gesprochen, vor einen Zug springen zu wollen.«

Kayla schnaubte verächtlich. »Keine schöne Art, es zu Ende zu bringen, vor allem nicht für den armen Zugführer. Wenn man es schon tun muss, warum dann andere Menschen mit dem eigenen Scheiß belasten?«

»Ich glaube, Selbstmörder denken nicht rational. Wahrscheinlich ist es eher eine spontane Entscheidung.«

Ich holte ein Bier für Jamie und schenkte mir ein großes Glas Weißwein ein, stellte den Ofen an und ging mit den zwei Gläsern zurück ins Wohnzimmer.

»Hier«, sagte ich und reichte ihm sein Bier. »Es gibt leider nur Pizza und Knoblauchbaguette zum Abendessen.«

»Ich will Ihnen aber keine Umstände machen«, entgegnete er.

»Zu spät«, murmelte Kayla leise.

Ich hatte keine Ahnung, warum sie so gemein war. Eigentlich hätte ich gedacht, sie würde sich freuen, dass noch jemand sie sehen konnte, mit dem sie reden – oder den sie zumindest schikanieren konnte.

### 3

Wir aßen am Küchentisch, während Kayla um uns herum-schwebte; das tat sie immer, wenn sie an einer Aktivität nicht teilnehmen konnte. Jamie ließ sie nicht aus den Augen, auch wenn er sein Starren zu verbergen versuchte.

»Warum bist du so an Kayla interessiert?«, fragte ich. »Wenn du jetzt die ganze Zeit Geister siehst, dann ist sie doch nichts Neues.«

Er schluckte den Bissen hinunter und antwortete: »Ich habe noch keinen wie sie gesehen.« Er trank einen Schluck Bier. »Alle, denen ich bisher begegnet bin, waren verängstigt, bedürftig oder wütend und aggressiv, doch sie ist ganz anders.«

Er hatte recht; die meisten Geister waren noch hier, weil sie entweder nicht verstanden, was ihnen zugestoßen war, weil sie eine letzte Botschaft für einen geliebten Menschen hatten oder sonst noch irgendetwas erledigen mussten. Manchmal geriet man an einen, der sehr verbittert war und sich an den Lebenden für eine eingebildete Kränkung rächen wollte. Dann gab es noch solche wie die Zwillinge in der Schule, die nur weiter dort herumhängen und ungezogen sein wollten. Sie waren vielleicht ein wenig böse, richteten aber keinen wirklichen Schaden an; es machte ihnen nur Spaß, Menschen zu Tode zu erschrecken.

»Kayla ist was Besonderes«, gab ich zu.

»Wie ist sie gestorben?«

»Hey, ich bin hier«, beschwerte sie sich.

»Entschuldigung«, sagte Jamie mit glühenden Wangen.

Kayla knurrte missmutig und setzte sich uns gegenüber auf die Arbeitsfläche. »Ich bin nicht gestorben«, sagte sie. »Zumindest nicht, soweit ich weiß.«

»Seid ihr schon lange zusammen?«, fragte er.

»Solange ich mich erinnern kann«, antwortete ich.

»Seit du ein Kind warst?«

»Ich frage mich manchmal, ob wir zusammen auf die Welt kamen. Es sieht zumindest ganz danach aus.«

»Wir sind zusammen aufgewachsen«, ergänzte Kayla.

»Ist das üblich?«

»Inwiefern üblich?«, fragte ich.

»In Bezug auf spirituelle Ratgeber?«

Ich dachte einen Moment über die Frage nach. »Ich weiß es nicht. Ich habe noch nie ein echtes Medium getroffen, das einen hatte.«

»In deinem Buch vertrittst du eine klare Meinung über Menschen, die behaupten, mit den Toten sprechen zu können.«

Ich trank einen Schluck Wein. Darüber könnte ich den ganzen Abend sprechen – was ich bei unzähligen Gelegenheiten auch getan hatte: auf Seminaren, bei Abendessen, in Interviews, in Pubs ... Nach Veröffentlichung meines Buches absolvierte ich die üblichen Pressetermine und landete dabei wahrscheinlich auf der Liste der meistgehassten Persönlichkeiten der übersinnlichen Kreise. In einer Fernsehshow steckte ein Verrückter sogar Nadeln in eine Wachsfigur von mir. Kayla amüsierte sich prächtig. »Wer behauptet, er könne mit den Verstorbenen von verletzlichen Menschen reden, ist ein Blutegel. Es spielt keine Rolle, was für Entschuldigungen sie vorbringen; Geld dafür zu nehmen, andere zu belügen, ist einfach falsch.«



»Du hast recht«, sagte Jamie. »Ich würde alles dafür geben, die Toten nicht sehen zu können, und ich wette, diese Möchtegernmedien würden das auch, wenn es ihnen wie mir ginge.«

»Hast du Sara gesehen?«, fragte ich.

Er hörte auf zu kauen und legte das Pizzastück in seiner Hand zurück auf den Teller. Er kniff die Augen zusammen, atmete tief ein und schüttelte dann den Kopf.

»Es tut mir leid«, sagte ich.

»Nein, ist schon gut«, erwiderte er mit einem schiefen Lächeln. »Wenn ich je einen Geist hätte sehen wollen, dann ihren. Doch das blieb mir verwehrt.«

»Hast du mal versucht, sie zu rufen?«, fragte Kayla.

Er riss den Kopf hoch. »Ist das möglich?«

Ich warf Kayla einen bösen Blick zu.

»Es ist keine gute Idee«, gab sie halbherzig zu. »Ich habe mich nur gefragt, nichts weiter.«

Er wandte sich an mich. »Ist es möglich?«, wiederholte er.

»Wenn sie weg ist, ist sie weg. Sie zurückzurufen, wäre ein Fehler.«

»Aber es wäre möglich?«

»Glaubst du nicht, dass du sie mittlerweile gesehen hättest?«

Er runzelte die Stirn.

Darüber wollte ich auf keinen Fall mit ihm sprechen. Seine bisherigen Probleme waren noch harmlos im Vergleich zu den Schwierigkeiten, die er bekäme, wenn er versuchte, seine tote Freundin zu rufen. Zeit für einen Themenwechsel. »Wo schläfst du heute Nacht?«

»Ich habe mir ein Zimmer im Pub genommen.«

»Oh«, erwiderte ich.

»Wirst du es ihm sagen oder soll ich?«, flüsterte Kayla laut genug, damit er sie hören konnte.



Sue Tingey

## **Marked - Eine teuflische Liebe**

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Paperback, Broschur, 416 Seiten, 13,5 x 20,6 cm

ISBN: 978-3-453-31694-2

Heyne

Erscheinungstermin: Oktober 2015

Die neue Serie mit dem besonderen Etwas an Magie

Ihrer besonderen Gabe, Geister zu sehen, verdankt es Lucky de Salle von jeher, dass sie eine Außenseiterin ist. Die einzige Person, der sie vertrauen kann, ist Kayla. Doch die ist nicht nur ein Geist, sie verbirgt auch ein Geheimnis. Ein Geheimnis, das die beiden plötzlich in die Unterwelt katapultiert, mitten hinein in den Kampf um den Thron des Dämonenherrschers. Lucky will nur noch eins: den Weg aus der Hölle nach Hause finden. Bis sie dem charmanten Wächter Jamie und dem nicht minder gut aussehenden Todesdämon Jinx begegnet. Doch welches Spiel spielen die beiden? Und wer zum Teufel ist Lucky selbst?



[Der Titel im Katalog](#)